

Michael
Harnischmacher

Passionsfrüchte

Die Debatten um Mel Gibsons umstrittenen Film

Es wurde viel geredet, geschrieben und kommentiert – und das alles schon Monate, bevor auch nur ein Kritiker einen Blick auf den Film geworfen hatte: Vorwürfe wie Antisemitismus, ausufernde Brutalität, christlicher Fundamentalismus, dazu Geschichten über die reaktionären Glaubensansichten des Regisseurs Mel Gibson – die öffentliche Diskussion war bestimmt von Mutmaßungen über das, was „Die Passion Christi“ sein *könnte*. Ganz davon abgesehen, ob dies nun marketing-strategisches Kalkül war, wie zum Beispiel Martin Grove im „Hollywood Reporter“ vermutete¹, die Kontroverse führte dazu, dass das, was man am Ende im Kino zu sehen bekam, nicht mehr unvoreingenommen anschaut werden konnte. Aus dem „Corpus Christi“ war sozusagen schon lange ein „Corpus Delicti“ geworden.

Mittlerweile weiß man nun wenigstens, worüber man redet. Fast 600 Millionen Dollar hat Gibsons „Passion“ bislang weltweit eingespielt², und in Deutschland hatten den Film bis zum Osterwochenende bereits 1,2 Millionen Menschen gesehen.³ In den Medien wurde die Debatte seit dem Kinostart sachlicher, aber keineswegs weniger kontrovers geführt. „Die Passion Christi“ polarisierte wie kein anderer Film seit langer Zeit mehr. Doch ganz gleich zu welchem Ergebnis die Rezessenten, Film-experten, die vielfach befragten Kirchenvertreter und Politiker nun kamen – pro oder contra, empfehlenswert, abstoßend, bedeutsam oder irrelevant –, eines war allen Besprechungen gemeinsam: Unbewegt hatte Gibsons drastische Darstellung der Geißelung und Kreuzigung Jesu niemanden gelassen. Dass ein Besucher angesichts der brutalen Schildderung während der Vorstellung in Ohnmacht fiel, wie etwa die „Neue Luzerner Zeitung“ berichtete⁴, blieb wohl die Ausnahme, aber fast jedem Statement über den Film war anzumerken, dass er nicht spurlos am Zuschauer vorüber gegangen war – und entsprechend emotional waren viele der Reaktionen.

¹ „Gibson recognized from the get-go that screening ‚Passion‘ early wasn‘t the way to go. [...] By refusing to show ‚Passion‘ to the groups that were insisting on seeing it, Gibson kept everybody riled up enough to provide fuel for the media frenzy over whether ‚Passion‘ is or isn‘t anti-Semitic.“ In: The Hollywood Reporter, 17. März 2004.

² Quelle: The Internet Movie Database, www.imdb.com.

³ Quelle: Constantin Film.

⁴ In Zug fiel ein Besucher in Ohnmacht. In: Neue Luzerner Zeitung, 9. April 2004.

Als die Katholische Akademie in Bayern am 29. April 2004 zur Diskussion über die „Passion“ einlud, war die Debatte in den Medien schon wieder etwas abgeebbt, was sich als Vorteil für die Veranstaltung erweisen sollte. Josef Lederle, Filmkritiker und Redakteur bei der angesehenen katholischen Fachzeitschrift „film-dienst“, dankte den Veranstaltern in seinem Eröffnungsvortrag auch erst einmal, dass sie, nach all dem Aufruhr in den Medien, nun noch einmal ein Forum für ein „etwas reflektierenderes Gespräch“ böten. Unter dem Titel „Mel Gibson: ‚Die Passion Christi‘ – Provokation des Glaubens“ wurde im Anschluss an die Vorführung des Films im ausverkauften Kardinal-Wendel-Haus in München dann von einem hochkarätigen Podium nicht nur das Für und Wider von Gibsons Darstellung besprochen, sondern auch die bisherige Diskussion in den Medien erörtert. Christian Stückl, Intendant des Münchner Volkstheaters und Regisseur der Passionsspiele von Oberammergau, und Lorenz Jäger, Redakteur der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, traten dabei quasi als Antipoden auf, der Münchner Theologieprofessor Knut Backhaus und Lederle fungierten mit ihren Meinungen als Vermittler.

Die Diskussion selbst bot aufgrund dieser Konstellation zunächst eine Zusammenschau der verschiedenen Ansichten, die sich in den Wochen und Monaten zuvor schon in den Medien herauskristallisiert hatten. Stückl fand den Film zwar zu brutal, was ihn jedoch mehr geärgert habe, sei das vollkommene Fehlen einer Auseinandersetzung mit der Figur Jesu gewesen. Die Gewalttätigkeit der Darstellung hätte man leicht aushalten können, so Stückl, wenn „zwischendrin etwas mehr Botschaft gewesen wäre“.

Lorenz Jäger dagegen bekräftigte seine Ansicht, die er schon in einem Leitartikel in der „FAZ“ dargelegt hatte⁵, dass „Die Passion Christi“ ein bedeutender Film sei. Seine Auffassung untermauerte er mit dem Argument, wenn von der russisch-orthodoxen Kirche bis zum Vatikan der Film als gut betrachtet würde, könne er wohl so schlecht nicht sein – eine Begründung freilich, der man die kritischen Stimmen vieler katholischer Bischöfe und vor allem der evangelischen Kirche entgegenhalten kann (siehe auch den Medienspiegel im Anschluss an diesen Artikel). Mehr als den Film kritisierte Jäger, dass in den Medien keine wirklich faire Diskussion darüber entstanden sei. Die überwiegend negativen Kritiken hätten beinahe „Kampagnen-Charakter“ gehabt und seien symptomatisch für eine grundsätzliche „antichristliche Haltung in der Kunst- und Entertainmentbranche“. Ihn störe, dass auf einem überzeugt christlichen Film wie diesem herumgehackt werde, während Prosteste gegen

⁵ Das Kreuz im Film. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. März 2004.

in seinen Augen blasphemische Filme wie Martin Scorseses „Die letzte Versuchung Christi“ im überwiegend „säkularisierten und liberalen“ Feuilleton nicht ernst genommen würden.

Knut Backhaus, Professor für neutestamentliche Exegese und biblische Hermeneutik, versuchte, in sieben Thesen zum Film sowohl die Vorteile als auch die Nachteile und Probleme von Gibsons Werk herauszustellen. Zunächst einmal müsse man sich darüber klar sein, dass es einen „Jesus-Markt“ gebe, und dass der Film besser sei als das meiste dessen, was man auf diesem Markt sonst bekäme. Im Gegensatz zu vielen sogenannten „Jesus-Dokumentationen“, die dem Verbraucher phantastische Theorien präsentierten – etwa, dass Jesus aus Qumran stamme, nie gelebt habe oder nach Indien ausgewandert sei –, stelle Gibson in seinem Film immerhin „Themen aus der Mitte des Christseins“ dar. Backhaus spitzte zu: „Der Jesus im Film hat wenigstens gelebt, ist gestorben – und Gibson ist damit geschichtlich näher dran als 90 Prozent der Sachen, die gerade auf dem Markt sind.“ Außerdem wies er darauf hin, man müsse sich auch der Relevanz des Erlöserthemas bewusst sein. Von „Matrix“ über „Harry Potter“ bis zum „Herr der Ringe“ würde das Kino gerade den christlichen Erlöser-Mythos zitieren und damit Millionen vor allem jüngere Zuschauer in die Kinos ziehen. Ein Theologe, der das sehe, solle vor dem Film erst einmal sich selbst kritisieren – eine These, die im übrigen konform geht mit dem Fazit der Wiener Kommunikationswissenschaftlerin Marianne Skarics, die in einer breit angelegten Studie aktuelle Blockbuster gerade im Hinblick auf ihren quasireligiösen und mythischen Gehalt analysiert hat.⁶

Kritik übte Backhaus dann auch weniger an der blutigen Darstellung der Passion, als eher an der Einstellung Gibsons, die den Film an einigen Stellen problematisch mache: Schlimm sei die Aussage des Regisseurs, er stelle alles genauso dar, wie es passiert ist – Gibsons berühmtes „Just the way it happened“.

Man muss kein Theologe oder Historiker sein, um diese Äußerung des Regisseurs infrage zu stellen. So realistisch, wie sie vorgibt zu sein, ist Gibsons Darstellung schon rein formal nicht, darüber war sich das Podium einig. Eine mit den Mitteln moderner Tricktechnik erreichte Illustration dessen, was eine Peitsche mit dem menschlichen Körper anstellen kann, historische Kulissen und Gewänder sowie die Entscheidung, alle Protagonisten Aramäisch und Latein reden zu lassen, reicht eben doch noch nicht aus, historische Authentizität zu schaffen (zumal in den

⁶ Marianne Skarics: *Popularkino als Ersatzkirche? Das Erfolgsprinzip aktueller Blockbuster*. Münster 2004 (= Religion – Medien – Kommunikation, Band 3).

versierteren Rezensionen des Filmes schon oft darauf hingewiesen wurde, dass die Römer in Jerusalem damals kein Latein, sondern Griechisch gesprochen haben). Der Regisseur inszeniert viele Szenen des Filmes in rein formaler Hinsicht nach bekannten Mustern. Die „mise-en-scène“, der Bildaufbau vieler Einstellungen, zitiert mehr oder minder die aus vielen katholischen Kirchen bekannten Bilder der Stationen des Kreuzweges – mit dem einen Unterschied, dass Christus im Film zerschunden ist als auf den meisten historischen Darstellungen. Jesus selbst ist jedoch auch bei Gibson der aus der Kunstgeschichte bekannte gutaussehende, junge, westeuropäisch anmutende Mann mit langem, wallendem Haar, der Garten Gethsemane in der Anfangsszene des Filmes eine bläulich ausgeleuchtete Studiokulisse. Von der vertrauten (katholisch-) christlichen Ikonografie löst sich der Film im Grunde nur sehr selten, selbst die Abendmahl-Darstellung mit langer Tafel und fester Sitzordnung der Jünger findet sich in bekannter Weise.

Gibson beruft sich bei seinem Authentizitätsanspruch darauf, alles genau aus der Bibel übernommen zu haben – was nicht genau stimme, wie Knut Backhaus ausführte. Im Grunde seien Teile aller vier Evangelien mit einigen historischen Fakten und der von Clemens von Brentano aufgezeichneten westfälischen Leidensmystik der Nonne Anna Katharina Emmerich gemischt und mit wenigen, aber wesentlichen Szenen angereichert, für die es weder einen historischen noch biblischen Beleg gebe. Gerade diese Szenen machten die religiöse Botschaft des Filmes problematisch. Zwiespältig sei zum einen die Darstellung der Juden, denn hier entstehe der Eindruck, nicht die Römer kreuzigten einen Juden, sondern „die letzten Juden kreuzigen den ersten Christen“. Tatsächlich sei Jesus den Juden gerade am Kreuz am nächsten gewesen, denn unter Kaiser Titus etwa seien allein fast 500 Juden am Tag gekreuzigt worden. Die Evangelisten hätten, so Backhaus, bewusst die Darstellung des Grauens zurückgestellt und Jesus sein Leid als „königlicher Messias“ ertragen lassen. Gibson dagegen konzentrierte sich vollkommen auf das Leiden Christi, während im Neuen Testament gerade dieser „menschlichen Opferlogik von Gott her ein Ende“ gesetzt werde. Besonders problematisch fanden sowohl Backhaus als auch Lederle die Szene, in der Gibson einem der beiden mit Jesus gekreuzigten Verbrecher von einem herbeifliegenden Raben ein Auge aushacken lässt, nachdem dieser Christus beschimpft hat. Backhaus bewertete dies als ein Gottesbild, „das dem der Gottesreich-Botschaft Jesu diametral entgegensteht“.

Josef Lederle war der Meinung, rein formal sei der Film darüber hinaus ein „Rückschritt“ hinter herausragende Filme der letzten Jahrzehnte wie etwa Denys Arcands „Jesus von Montreal“. Im Grunde sei Gibson mit seiner Darstellung, von der Blutigkeit einmal abgesehen, zu den abge-

filmten Passionsspielen aus dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zurückgekehrt.

Ein Konsens konnte auch an diesem Abend in München nicht gefunden werden. Die Diskussion - obgleich angeregt, fundiert und interessant - brachte nur wenige neue Erkenntnisse, die nicht zuvor auch schon an der einen oder anderen Stelle in den Medien angesprochen worden waren. In ihrer Zusammenschau verschiedener Meinungen und Perspektiven machte sie aber vor allem eines deutlich: Durch seine Konzentration auf die formale, drastische Darstellung des Leidens Jesu mit allen erdenklichen bildnerischen Mitteln und das weitgehende Aussparen einer darüber hinausgehenden Botschaft hängt die Wirkung von Gibsons „Passion“ vor allem vom individuellen Erlebnis des Filmes ab. Wie Knut Backhaus es ausdrückte: „Wenn jemand in den Film geht, der durch Leidensmystik geprägt ist, wird er sich einen inneren Bilderkosmos kreieren können, der ihm einen Weg in die Frömmigkeit weisen kann.“ Das Ergebnis hängt also von dem ab, was man mit hineinnimmt. Ob man nun mit dem Dargestellten konform geht oder nicht, eines hat der Film bereits geschafft: Er hat zur Diskussion über den christlichen Glauben angeregt. Ob diese Diskussion Früchte trägt, das konnte auch in München noch niemand sagen.

Corpus Christi als Corpus Delicti?

Einige internationale Pressestimmen aus der Debatte um Mel Gibsons „Die Passion Christi“

Im christlichen Medienmagazin „Pro“ freut sich Wolfgang Baake zunächst einmal grundsätzlich über die Medienpräsenz, die Jesus Christus durch den Film erfahren habe. Er bemängelt aber: „Dabei war jedoch die Grenze zur schnöden Lästerei schnell überschritten. Das Magazin ‚Der Spiegel‘ etwa titelte: ‚Doku-Soap im Garten Gottes‘ und bescheinigte dem Film einen ‚Overkill an Brutalität‘. Der ‚Rheinische Merkur‘ bezeichnete den Film als ‚Evangelium mit der Peitsche‘, die ‚Welt am Sonntag‘ schrieb von einem ‚Dornenkronen-Massaker‘ [...].“ Sein Fazit: „Bei aller angebrachter und unangebrachter Kritik dürfen nicht die Chancen verpasst werden, die der Streifen für mehr Evangelium mit sich bringt“ (Pro, Nr. 2/2004).

Nach einer Bestandaufnahme der Stimmen zum Film resümiert Matthias Drobinski in der „SZ“: „Das Leidenswerk kommt umso besser an, je stärker seine Zuschauer das Land im christlichen Sinne erschreckt wünschen“ (Süddeutsche Zeitung, 26. März 2004).

Gegensätzliche Meinungen zum Film finden sich zuhauf. Das evangeli-

sche Magazin „Chrismon“ etwa lässt an der „Passion Christi“ kein gutes Haar und urteilt schon im Untertitel des Leitartikels hart: „Sein fragwürdiger Blick auf das Judentum und sein filmischer Blutrausch machen den Streifen zu einer Katastrophe.“ Bemängelt wird vor allem Gibsons unzeitgemäße, reaktionäre formale Darstellungsweise: „Anstatt Jesus von Nazareth in die Gegenwart unseres Lebens zu bringen, schließt er ihn ein in eine sado-masochistische Museumskammer. [...] Gibson entrückt ihn, legt den Menschensohn in eine Blutlösung - Fleisch und Blut ohne Glaube, Hoffnung und Liebe, ohne Weg und Wahrheit, ohne Auferstehung und ewiges Leben (die Auferstehung ist als liebloser 1,30-Spot ans Ende geklatscht)“ (Chrismon, Nr. 4/2004).

Roger Ebert, einer der bekanntesten amerikanischen Filmkritiker, fühlt sich dagegen durch die „Passion“ tief bewegt und an seine Zeit als Ministrant zurückgerinnert. Seiner Meinung nach ist das Erlebnis, durch den Film die Qualen Jesu zum ersten Mal deutlich vor Augen geführt zu bekommen, wichtiger als der Vorwurf, der Film vernachlässige andere Aspekte der christlichen Botschaft: „As an altar boy, serving during the Stations on Friday nights in Lent, I was encouraged to meditate on Christ's suffering [...]. For we altar boys, this was not necessarily a deep spiritual experience. Christ suffered, Christ died, Christ rose again, we were redeemed, and let's hope we can get home in time to watch the Illinois basketball game on TV. What Gibson has provided for me, for the first time in my life, is a visceral idea of what the Passion consisted of. That his film is superficial in terms of the surrounding message - that we get only a few passing references to the teachings of Jesus - is, I suppose, not the point. This is not a sermon or a homily, but a visualization of the central event in the Christian religion. Take it or leave it“ (Chicago Sun-Times, 24. Februar 2004).

A.O. Scott sieht das in der „New York Times“ ganz anders. Für ihn steht die Gewalt des Filmes einem spirituellen Erlebnis gerade im Weg: „The Passion of the Christ‘ is so relentlessly focused on the savagery of Jesus‘ final hours that this film seems to arise less from love than from wrath, and to succeed more in assaulting the spirit than in uplifting it. Mr. Gibson has constructed an unnerving and painful spectacle that is also, in the end, a depressing one“ (New York Times, 25. Februar 2004).

Ähnlich betrachtet es David Denby in „The New Yorker“ - und holt sich, dem literarischen Stil seines Magazins getreu, gleich Schützenhilfe bei John Updike: „In ‚The Passion of the Christ,‘ Mel Gibson shows little interest in celebrating the electric charge of hope and redemption that Jesus Christ brought into the world. He largely ignores Jesus‘ heart-stopping eloquence, his startling ethical radicalism and personal radiance - Christ as a ‚paragon of vitality and poetic assertion,‘ as John

Updike described Jesus' character in his essay, 'The Gospel According to Saint Matthew.' [...] Gibson, of course, is free to skip over the incomparable glories of Jesus' temperament and to devote himself, as he does, to Jesus' pain and martyrdom in the last twelve hours of his life. As a viewer, I am equally free to say that the movie Gibson has made from his personal obsessions is a sickening death trip, a grimly unilluminating procession of treachery, beatings, blood, and agony" (The New Yorker, 1. März 2004).

Manche Autoren versuchen darüber hinaus, den Film in einen größeren Zusammenhang einzuordnen. In der Zeitschrift „Das Parlament“ vom 29. März sieht Rüdiger Suchsland in der Debatte um den Film die westlichen Gesellschaften mit der Frage konfrontiert, „ob man glaubwürdig den einen Fundamentalismus im ‚Krieg gegen den Terror‘ bekämpfen, und zeitgleich einen anderen als neuen Glaubenserst begrüßen kann. [...] Das größte Problem, noch über alle politischen, moralischen und spirituellen Vorwürfe hinaus, ist in diesem Fall aber ein ästhetisches: Gibson fehlt vor lauter Bekehrungseifer jede Distanz zum Thema. Hier legt ein Gläubiger ein Glaubensbekenntnis in Filmform ab“ (Das Parlament, 29. März 2004).

Susan Vahabzadeh erkennt in der „Süddeutschen Zeitung“ in der „Die Passion Christi“ außerdem einen weiteren Schritt der Selbstdemontage von Regisseur Mel Gibson: „Die Grenzen der Leidensfähigkeit, die Mechanismen körperlicher Gewalt, das sind die Dinge, die Gibson als Schauspieler und Filmemacher seit ‚Mad Max‘ interessiert haben. Seine Filme haben ihn in Sphären des Hollywood-Ruhms erhoben, in die sonst keiner vorgedrungen ist [...]. Es gibt für ihn nichts mehr zu erreichen in Hollywood, und seit das klar ist, sorgt er, auf unterschiedliche Weise, für Aufruhr: die filmischen Gewaltausbrüche, die sich in ‚Payback‘ - klarer Tabubruch - irgendwann gegen eine Frau richten; der bizarre Ausflug in Wenders' ‚Million Dollar Hotel‘; die Selbstdemontage in ‚Was Frauen wollen‘ [...]. Die ‚Passion‘ hat sicher mit den privaten religiösen Obsessionen von Mel Gibson zu tun, aber auch mit der Lust daran, an Grenzen vorzustoßen, anzuecken, aufzuwühlen“ (Süddeutsche Zeitung, 17. März 2004).

Peter Hasenberg, Filmreferent der katholischen Bischofskonferenz, kommt abschließend im Rheinischen Merkur zu dem Fazit: „Auch wenn die Umsetzung scheitert - sie provoziert in Kernfragen des Glaubens.“ „Weil ‚Die Passion Christi‘ keine Kompromisse zulässt, zwingt der Film dazu, Stellung zu beziehen und in Abgrenzung von Gibson die Kernfragen des Glaubens neu zu thematisieren. [...] selbst wenn man ihn als gescheitert betrachtet, wirft er Fragen auf, denen sich Christen stellen müssen“ (Rheinischer Merkur, 11. März 2004).

Günter Graf

„Publik“ – eine katholische Wochenzeitung und eine Dissertation

Vorbemerkung der Redaktion

Im Jahr 1999 ist unter dem grammatisch missglückten Titel „Der Einstellungsbeschluss der katholischen Wochenzeitung Publik durch die Deutsche Bischofskonferenz“ ein Buch erschienen, das die bereits 1994 entstandene Frankfurter Dissertation von Franz Heller zum Inhalt hat. Obwohl es nicht der Brauch wissenschaftlicher Zeitschriften ist, vor fünf Jahren erschienene Bücher zu besprechen, haben wir, die wir diese Neuerscheinung bedauerlicherweise übersehen hatten, eine Rezension erwogen. Hellers Arbeit ist nämlich die erste Studie, die sich mit den anlässlich der Einstellung von „Publik“ erstellten Gutachten (Karl Forster, Michael Schmolke, Hans Wagner) ausführlich auseinandersetzt. Als Rezensent wurde Dr. Günter Graf, 1952 bis 1994 Leiter der Bischöflichen Pressestelle Münster und von 1966-1996 Berater der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, angesprochen. Als enger Mitarbeiter von Bischof Heinrich Tenhumberg ist er ein exzenter Zeitzeuge der „Publik“-Geschichte. Graf hat bei der Lektüre der Heller-Dissertation eine erhebliche Zahl sachlicher Unrichtigkeiten sowie insgesamt einen ungewöhnlich nachlässigen Umgang mit der Materie festgestellt. Er hat sich deshalb entschlossen, die Vorgeschichte und Geschichte jener katholischen Wochenzeitung aus der Erinnerung, gestützt auf Archivmaterial, noch einmal nachzuzeichnen, damit das schiefe Bild, wie es in diesem Falle aus einer unsorgfältig recherchierten Dissertation zu erwachsen droht, nicht unwidersprochen bleibt.

1. Rückblick auf die Gründung und Einstellung von „Publik“

Im April 1968 wurde in den 21 (Erz-)Diözesen der Bundesrepublik Deutschland die Null-Nummer einer Zeitung mit dem Titel „KWZ (durchgestrichen) wird jetzt PUBLIK“ verbreitet (KWZ stand für Katholische Wochenzeitung). Darin teilten die Bischöfe ihre Absicht mit, „eine repräsentative katholische Wochenzeitung zu gründen, die die Vielfalt der Auffassungen katholischer Christen in Deutschland widerspiegelt, das Gespräch der Christen untereinander und mit der Gesellschaft belebt und sich im Kreis der meinungsbildenden großen Wochenzeitungen Deutschlands auf dem freien Markt behaupten kann“. „Publik“ sollte als Organ auf dem Boden der Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) in der katholischen Kirche eine publizistische Führungs-

aufgabe wahrnehmen, auf hohem journalistischen Niveau vor allem führende Schichten der Gesellschaft ansprechen und sich darüber hinaus als Forum für die Diskussion kontroverser Fragen zur Verfügung stellen.

Bereits während des Konzils hatte das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) 1964 in einem internen Memorandum auf die „enttäuschende Entwicklung katholischer Wochenzeitungen und die vergleichsweise starke Position der evangelischen Presse“ hingewiesen. Der deutsche Katholizismus drohe angesichts der Aufgabe, den Dialog mit der pluralistischen Gesellschaft aufzunehmen, „politisch auseinander zu laufen“. In dieser Situation komme einer großen und bedeutenden katholischen Wochenzeitung eine besondere Bedeutung für die Meinungsbildung sowohl innerhalb des deutschen Katholizismus als auch in der pluralistischen Gesellschaft zu.¹

Die erste Ausgabe von „Publik“ erschien während des Essener Katholikentages am 27.9.1968 in Frankfurt/Main. Herausgeber war ein Gremium von 14 Treuhändern mit einem siebenköpfigen Aufsichtsrat, der eine

¹ In dem „Memorandum zur Frage einer neuen katholischen Wochenzeitung“, Bad Godesberg 1964, heißt es wörtlich: „Seit Jahren wird der verhältnismäßig geringe Einfluss der katholischen Wochenpresse auf die öffentliche Meinung in Deutschland beklagt. Während von evangelischen Kräften in den letzten Jahren die beiden Wochenzeitungen ‚Christ und Welt‘ und ‚Sonntagsblatt‘ (Auflage beider je über 130 000) zu auflagestarken und weithin beachteten Organen entwickelt wurden, blieb die Entwicklung der entsprechenden katholischen Wochenzeitungen enttäuschend. Die beiden überregionalen katholischen Wochenzeitungen ‚Echo der Zeit‘ und ‚Allgemeine Sonntagszeitung‘ konnten weder ihre geringen Auflagen steigern noch in der allgemeinen Publizistik eine bedeutendere Rolle übernehmen. Das gilt zwar nicht für den ‚Rheinischen Merkur‘, der jedoch nur bedingt als katholische Wochenzeitung bezeichnet werden kann und bekanntlich Eigentum eines evangelischen Verlegers ist.“

Bei der Beurteilung dieser Situation muss natürlich berücksichtigt werden, dass im evangelischen Bereich bei weitem nicht die auflagenstarke Bistums- und Verbundspresse vorhanden ist, über die der katholische Bereich glücklicherweise verfügt. Dennoch wiegt diese das Übergewicht der beiden großen evangelischen Wochenzeitungen gegenüber der katholischen Konkurrenz nicht auf, da die katholische Verbundspresse nicht wöchentlich, sondern überwiegend monatlich erscheint und die Bistumspressen nur in Ausnahmefällen allgemeine Fragen von Politik und Kultur behandelt.

Eine neue katholische Wochenzeitung sollte sich bemühen, in parteipolitischer Unabhängigkeit ein in ganz Deutschland beachtetes Organ zu werden, das in der Lage ist, eine gleiche Wirkung wie die genannten evangelischen Wochenzeitungen oder etwa ‚Die Zeit‘ zu erzielen. Der deutsche Katholizismus steht einerseits vor der Aufgabe, verstärkt den Dialog mit der modernen pluralistischen Gesellschaft aufzunehmen, und andererseits in der Gefahr, politisch auseinander zu laufen. In dieser Situation kommt einer großen und bedeutenden katholischen Wochenzeitung eine besondere Bedeutung für die Meinungsbildung sowohl innerhalb des deutschen Katholizismus als auch in der pluralistischen Gesellschaft zu.“

Kontrollfunktion im wirtschaftlichen Bereich und Richtlinienkompetenz für die Redaktion haben sollte. Die Redaktion, die mit 21 Planstellen ausgestattet war, umfasste die klassischen Ressorts einer überregionalen Wochenzeitung: von der Politik über Wissenschaft und Zeitgeschichte, Theologie, Kultur und Wirtschaft bis zur Berichterstattung über die Bundesländer. Chefredakteur war der Diplom-Psychologe Alois Schardt, zuvor Leiter des Tele-Kollegs im Bildungsprogramm des Bayerischen Rundfunks.

Um das ihnen bis dahin unbekannte Gelände zu erkunden, hatten die Bischöfe durch ihren „Verband der Diözesen Deutschlands“ (VDD) mehrere Gutachten in Auftrag gegeben, darunter eine vom 14.2.1968 datierte Marktanalyse des „Instituts für Demoskopie“ (Allensbach). Danach fand die Gründung einer neuen katholischen Wochenzeitung vor allem bei der katholischen Intelligenz ein positives Echo. Man erwarte dort ein Organ auf überdurchschnittlichem Niveau, das einen fortschrittlichen, weltoffenen Katholizismus repräsentieren und als Diskussionsforum ein Instrument der kirchlichen sowie der gesellschaftlichen Entwicklung sein sollte. Man könne mit optimal bis zu 165 000 Abonnenten rechnen. Dabei machte das Gutachten darauf aufmerksam, dass das Interesse an einem Erwerb der Zeitung umso stärker wachsen werde, je enger die Bindung an die Kirche sei.

Die schon während des Konzils von einigen Bischöfen angestellten Überlegungen waren durch die Initiative eines 29-jährigen Juristen aus Regensburg unterstützt worden: Dr. Hans Suttner hatte im Herbst 1965 eine auf eigene Kosten hergestellte 68 Seiten starke Broschüre mit dem Titel „Katholische Presse in Deutschland. Statt noch einer Kritik: Ein konkreter Vorschlag“ etwa 800 Personen und kirchlichen Institutionen „mit der Bitte um vertrauliche Behandlung“ zugeleitet. Seine kritische Analyse, die eine bemerkenswert realistische Betrachtung des katholischen „Marktes“ erkennen ließ, und seine Perspektiven mit konkreten Vorschlägen zielten auf eine bessere Medienpräsenz der Kirche. Sie lenkten die Aufmerksamkeit der Bischöfe auf diesen mit brillanter Intelligenz und charismatischer Ausstrahlung argumentierenden jungen Mann, dem es gelang, auch Zweifelnde zu überzeugen. 1966 wurde er als Referent für staatsbürgerliche Fragen im ZdK angestellt und in die vom Osnabrücker Bischof Dr. Helmut Hermann Wittler geleitete „Sonderkommission Katholische Wochenzeitung“ berufen, die im September 1965 von den Bischöfen gegründet worden war.² Am 28.6.1966 legte Suttner ein „Me-

² Der Sonderkommission gehörten neben Bischof Wittler an: Bischof Dr. Franz Hengsbach, Essen, Bischof Dr. Josef Stangl, Würzburg, Weihbischof Wilhelm Kempf, Würzburg, Weihbischof Walther Kampe, Limburg, Weihbischof Heinrich Tenhum-

morandum zur Gründung einer katholischen Wochenzeitung“ vor; ihm folgte am 30.8.1966 ein von ihm und Bischof Wittler unterzeichnetes „Kurzgutachten zur Gründung einer katholischen Wochenzeitung“. Damit waren die Weichen zur Gründung von „Publik“ gestellt. Folgerichtig wurde Suttner (am 20.3.1968) von dem Treuhänder-Gremium als Verlagsgeschäftsführer verpflichtet.

Suttner konnte dieses Amt nicht mehr wahrnehmen; er starb am 19.5.1968 durch einen Verkehrsunfall. Ihm folgten bis zum Ende der Zeitung nacheinander vier Geschäftsführer der „Gesellschaft für Publistik m.b.H.“, die als Verlag für die KWZ gegründet worden war.

Die von Allensbach benannte katholische Intelligenz, die – durchaus auf der Linie des Konzils – Reformen in der Kirche anstrehte, die traditionelle Kirchenpresse als nicht mehr zeitgemäß empfand und nicht unbedingt zur Stammwählerschaft der C-Parteien zählte, war die Zielgruppe der „Publik“-Redaktion. Sie wurde erreicht und reagierte positiv. Respekt und Lob bekundeten auch Leser außerhalb der Kirche.

Diese Bilanz schlug sich jedoch nicht in ausreichend hohen Zahlen nieder – weder im Blick auf die Käufer/Abonnenten noch auf die Anzeigenseiten. 1971, drei Jahre nach dem Start, betrug die verkaufte Auflage ca. 40 000. In diesem Jahr erbrachte eine Werbeaktion mit einem (für damalige Verhältnisse beträchtlichen) Aufwand von 2,5 Millionen DM 56 000 zusätzliche Abonnements. In der gleichen Zeit gab es jedoch rund 54 000 Abbestellungen – eine Fluktuation von 95 Prozent. Statt des erhofften Anzeigenanteils von 25 bis 33 Prozent wurden kaum mehr als 10 Prozent vom Gesamtumfang (24–40 Seiten im Nordischen Format) erreicht. Die Defizite, die durch eine beträchtliche Erweiterung des Redaktionsetats verstärkt wurden, führten dazu, dass das von den Bischöfen bereitgestellte und auf die Jahre 1968 bis 1973 verteilte Startkapital von 15 Millionen DM bereits 1970 aufgezehrt war und auch durch einen weiteren Zuschuss von 11 Millionen DM nicht ausgeglichen werden konnte. Der Vorschlag einiger Diözesen, die Zeitung bei einer stabilen Auflage von ca. 40 000 mit jährlich sechs Millionen DM (plus Kostensteigerung) zu subventionieren, fand im VDD keine Mehrheit. Auf einer Versammlung des VDD am 15.11.1971 in Königstein/Taunus wurde die Einstellung beschlossen. (Den Stimmen der Bischöfe von Limburg und Münster³, die sich für eine Weiterführung einsetzten, standen sie-

berg, Münster, Prälat Josef Teusch, Köln, Prälat Lorenz Freiberger, München, Prälat Karl Forster, München, (seit Herbst 1966) Prälat Klausener, Berlin, Prälat Bernhard Hansler, Bad Godesberg, Dr. Günter Graf, Münster, Heinrich Köppler MdB, Bad Godesberg, Oskar Neisinger, Würzburg; Dr. Hans Suttner, Bad Godesberg.

³ Die dritte Diözese konnte nicht mehr ermittelt werden. Es dürfte sich entweder um Mainz, Rottenburg, Speyer oder Trier gehandelt haben.

ben Ablehnungen und elf Enthaltungen entgegen.) Die letzte Ausgabe erschien am 19.11.1971 mit der Schlagzeile „Publik ist tot“. Der VDD stellte 4,2 Millionen DM für einen Sozialplan zur Verfügung.

Die als „meta-ökonomisch“ bezeichneten Gründe, die der Mehrheit der Bischöfe als (zusätzliches bzw. hauptsächliches) Motiv für ihr negatives Votum zugeschrieben wurden, haben nach dem Ende von „Publik“ erbeiterte Diskussionen ausgelöst. Darauf wird im Folgenden eingegangen werden. Hier sei nur darauf verwiesen, dass schon wenige Wochen nach dem Start (am 4.12.1968) im Verbandsausschuss des VDD Zweifel geäußert wurden, ob angesichts des redaktionellen Kurses von „Publik“, insbesondere im Themenbereich Theologie und Kirchenpolitik, die „Geschäftsgrundlage für die von den Bistümern eingegangenen finanziellen Verpflichtungen“ noch gegeben sei.⁴

„Leserinitiative Publik“ und „Publik-Forum“

Bundesweite Proteste gegen den Einstellungsbeschluss der Bischöfe kamen auf Versammlungen, in Konferenzen, Rundschreiben, einer Unterschriften- und Anzeigenaktion, Pressekommentaren und Leserbriefen zum Ausdruck. Zudem gab es Wiederbelebungsversuche. Der münsterische Bischof Heinrich Tenhumberg hatte neben dem Limburger Weihbischof Walther Kampe und dem Bischof von Rottenburg, Dr. Carl Joseph Leiprecht als dem Vorsitzenden der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, zu den am meisten überzeugten und entschiedensten Befürwortern einer katholischen Wochenzeitung gehört. Er bemühte sich, zusammen mit einigen der ehemaligen „Publik“-Redakteure ein Nachfolge-Organ auf den Weg zu bringen. Der Versuch scheiterte, weil es keine realistische wirtschaftliche Perspektive und keine Aussicht gab, genügend qualifizierte Journalisten aus der alten Redaktion für einen neuen Anfang zu gewinnen.

Die Protestaktionen mündeten in einer „Leserinitiative Publik“, die im Februar 1972 in Frankfurt/Main als eingetragener Verein gegründet wurde und Kontakt mit gleichgesinnten Gruppen in 62 Städten der Bundesrepublik hielt. Sie wurde Herausgeberin eines Organs, das am 28.1.1972 mit dem Titel „Publik-Forum“ als zwölfseitige „kümmерliche Postille“ und „papiergewordene Totenklage“⁵ im Zeitungldruckformat DIN-A-4 erschien und mit wenig Aussicht auf Erfolg bedacht wurde.

1973 waren jedoch ca. 5 000 Abonnenten gewonnen; ihre Zahl stieg

⁴ Bericht der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) für den Sekretär der DBK, Prälat Josef Homeyer, vom März 1981.

⁵ „Stuttgarter Nachrichten“, 16.5.1972.

kontinuierlich auf heute ca. 40 000.⁶ Seit 1981 führt das vierzehntäglich mit einem Umfang von durchschnittlich 64 Seiten erscheinende Periodikum im Untertitel die Bezeichnung „Zeitung kritischer Christen“. Sein erster und langjähriger Chefredakteur (heute Mitherausgeber) Harald Pawlowski, der in „Publik“ zuletzt das Ressort „Soziales“ geleitet hatte, wurde im Jahre 2000 mit dem Walter-und-Marianne-Dirks-Preis ausgezeichnet.⁷ In ihrer Laudatio würdigte die Bundesverfassungsrichterin Christine Hohmann-Dennhardt sein (und damit der Zeitung) „Eintreten für eine Gesellschaft, in der nicht das Kapital, sondern der Mensch im Mittelpunkt steht, für Mitverantwortung und Mitbestimmung aller über ihre eigenen Geschicke und für ein solidarisches Leben, in dem auch dem Geringsten Aufmerksamkeit und Unterstützung widerfährt“.⁸

Das Thema „Publik“ auf der Synode

Im Mai 1972 fand in Würzburg eine Vollversammlung der „Gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland“ statt, an der rund 300 Priester und Laien teilnahmen. Sie befasste sich auf Antrag von 87 Synodalen am 11. Mai mit der publizistischen Situation der Kirche nach dem Tod von „Publik“, den Karl Rahner als „schweren Schlag gegen den deutschen Katholizismus“ beklagte. Der Augsburger Bischof Josef Stimpfle nannte die Gründe, die nach seiner Überzeugung zum Scheitern der katholischen Wochenzeitung geführt hätten: Die Redaktion habe einem „grenzenlosen Pluralismus“ die Türen geöffnet; „Publik“ habe nach Meinung der Bischöfe „Volkscharakter“ haben sollen, statt dessen jedoch einen „Polarisierungseffekt“ ausgelöst; dadurch habe es viele interessierte Leser vor den Kopf gestoßen und somit nicht genügend Abonnenten als Voraussetzung für ein wirtschaftliches Gelingen gewinnen können: „Der wirtschaftliche Misserfolg hat meta-ökonomische Gründe.“

Der bayerische Kultusminister Hans Maier unterstützte diese Position mit dem Vorwurf, die Redaktion habe „beleidigt“ gegen das „kapitalistische Milieu“, gegen die „böse Welt“ Front gemacht und in ideologischem Eifer die Gesetze der Ökonomie ignoriert, anstatt den Lesermarkt zu analysieren und daraus Konsequenzen zu ziehen.

⁶ Laut IVW I/2004.

⁷ Walter Dirks hatte sich ursprünglich gegen die Gründung von „Publik“ ausgesprochen, weil er – wie er in der Dezember-Ausgabe 1971 der „Frankfurter Hefte“ schrieb – „durch fast fünfzigjährige Erfahrung und Beobachtung gelernt hatte, dass Regierungen, Gewerkschaften, Parteien und Kirchen unmittelbar keine große Zeitung machen können. Ich schien durch die erstaunliche Entwicklung von „Publik“ widerlegt zu sein – scheinbar, wie sich leider nun herausgestellt hat.“

⁸ Jubiläumsausgabe 2002 „30 Jahre Publik-Forum“, S. 44 f.

Reinhard Lettmann, der als Generalvikar des Bischofs von Münster die KWZ-Initiative des Episkopats unterstützt hatte, warf der „Publik“-Redaktion vor, eigenmächtig von den Voraussetzungen abgewichen zu sein, die dem ursprünglichen Plan zugrunde gelegen hätten. Kirchliche Öffentlichkeitsarbeit sei ohne Kirchensteuermittel nicht möglich; aber der Einsatz solcher Mittel entbinde nicht von der Verpflichtung, die „Eigengesetzlichkeit des Sachbereichs“ zu respektieren. Die Erfahrungen mit „Publik“ hätten gelehrt, dass es offenbar nicht möglich sei, alle Gruppen der Kirche in einem Organ anzusprechen. Die Konsequenz daraus sei eine Vielfalt von Publikationsorganen im Rahmen einer Gesamtplanung.

Weihbischof Kampe wies darauf hin, dass er „bis zum letzten Augenblick“ für den Erhalt von „Publik“ eingetreten sei. Im Rückblick nannte er als „Hauptgebütsfehler“, dass es keinen Verleger mit einem kompetenten Verlagshaus gegeben habe: Ein Verleger kalkuliere; die Bischofskonferenz könne und sollte Subventionen geben, aber nicht Unternehmer sein.

Für eine Fortführung von „Publik“ bzw. die Gründung eines Nachfolge-Organs sprachen sich u. a. die Professoren Karl Lehmann (Freiburg), Walter Kasper (Tübingen) und Karl Rahner (München) aus. Rahner forderte die Synode auf, die Gründung eines Nachfolge-Organs „unverzüglich“ zu beschließen. Dieselbe Forderung erhob der (gerade zum Professor ernannte) Franz Kamphaus, der im münsteraner Bischofshaus an den Nachfolge-Gesprächen teilgenommen hatte. Die seit dem 15.11.1971 geführten öffentlichen Diskussionen würdigte er mit dem Satz: „Publik hat einen gläsernen Sarg bekommen.“

Am Ende der zum Teil mit Leidenschaft geführten Diskussionen stand fest, dass das Ende von „Publik“ besiegelt war. Mit großer Mehrheit (239 pro, 30 contra, 23 Enthaltungen) sprach sich die Synode für ein „Publizistisches Sofortprogramm“ aus, das der Rottenburger Weihbischof Georg Moser vorgetragen hatte und das in den folgenden Jahren teilweise realisiert wurde: Gründung eines Instituts zur journalistischen Nachwuchsförderung (ifp München), die Einrichtung eines Referats für Publizistik bei der Deutschen Bischofskonferenz (Zentralstelle Medien), Sprecher der Bischofskonferenz, Förderung der Katholischen Nachrichtenagentur u. a.

Dokumentation und Gutachten

Mit dem Anfang, der Entwicklung und dem Ende von „Publik“ befassten sich drei Untersuchungen, die vom Verband der Diözesen Deutschlands in Auftrag gegeben und bereits wenige Wochen nach dem 15.11.1971 als Dokumentation bzw. Gutachten für die bevorstehende Gemeinsame Sy-

node vorgelegt wurden. Verfasser waren der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, Prof. Karl Forster (München), Dr. Hans Wagner vom Institut für Zeitungswissenschaft der Universität München und Prof. Michael Schmolke vom Institut für Publizistik der Universität Münster.

Forster befasste sich vor allem mit der Planung und Gründung, der wirtschaftlichen Struktur und der verlegerischen Handhabung von „Publik“. Das Unternehmen hätte nach seiner Einschätzung nicht zu scheitern brauchen, wenn „der Finanzplan nur in etwa eingehalten worden“ wäre und es ein „marktgerechteres Verhalten der Redaktion“ gegeben hätte.⁹

Wagner untersuchte „Forumsauftrag und Forumswirklichkeit“ von „Publik“. Die Redaktion habe sowohl bei der Auswahl von Autoren als auch bei der Kommentierung theologischer, kirchen- und gesellschaftspolitischer Themen einseitige Akzente zu Gunsten „progressiver“ und dem Geiste des Konzils widersprechender Reformvorstellungen gesetzt, resümierte er; dem bischöflichen Auftrag, als Forum zu orientieren und zu integrieren, habe die Zeitung *bewusst* nicht entsprochen.¹⁰

Schmolke befasste sich mit einem Team aus dem münsterischen Institut für Publizistik ebenfalls mit der publizistischen Leistung der Wochenzeitung. Er kam zu dem Ergebnis, dass die Redaktion umfassend informiert und „in der Regel ausgeglichen und besonnen“ geurteilt habe. Ihre Position habe sie argumentativ und qualifiziert zum Ausdruck gebracht, ohne sich dem Vorwurf einseitiger Gewichtung auszusetzen. Mit der Öffnung für Pro- und Contra-Stimmen habe sie zudem eine Basis für Diskussionen im theologischen, kirchen- und gesellschaftspolitischen Raum geschaffen, somit eine „Forumsfunktion in hohem Maße“ erfüllt. In Inhalt und Stil habe „Publik“ sich als anspruchsvolle katholische Wochenzeitung mit Führungsqualitäten erwiesen.¹¹

Summarischer Rückblick

Mit großen Hoffnungen, im Rückenwind des 1965 zu Ende gegangenen Konzils, wurde „Publik“ auf den Weg gebracht. Die deutschen Konzils-

⁹ Karl Forster: Gründung, Entwicklung und Ende der Katholischen Wochenzeitung PUBLIK. Eine Dokumentation. München, 15.3.1972, maschinenschriftlich vervielfältigtes Manuskript.

¹⁰ Hans Wagner: Forumsauftrag und Forumswirklichkeit. Untersuchung der Katholischen Wochenzeitung „Publik“. München 1972, maschinenschriftlich vervielfältigtes Manuskript.

¹¹ Michael Schmolke und Mitarbeiter: Gutachten zur publizistischen Leistung von „Publik“ und Untersuchung für die Grundlegung des Gutachtens. Münster 1972, maschinenschriftlich vervielfältigtes Manuskript.

väter in der damaligen Bundesrepublik, deren Blick auf eine Zukunft voller Erwartungen für eine der Welt und den Menschen zugewandte Kirche sich in Rom geweitet hatte, wagten ein Experiment auf einem Gebiet, dessen Eigengesetzlichkeit den meisten von ihnen verschlossen war. Sie setzten eine Sonderkommission unter der Leitung des Osnabrücker Bischofs Wittler ein und gaben ihr den Auftrag, eine bundesweit verbreitete Wochenzeitung mit hohem Anspruch an die Leser zu gründen.

Mit Alois Schardt wurde - nach der Absage des renommierten Fernseh- und Zeitungsjournalisten Hans Heigert - als Chefredakteur ein Intellektueller gewonnen, der zwar als Blattmacher Neuland betreten musste, jedoch im Bildungsprogramm des Bayerischen Rundfunks mit dem Tele-Kolleg ein erfolgreiches publizistisches Debüt gehabt hatte. Ihm gelang es, in kurzer Zeit Journalisten und fachliche Mitarbeiter für ein qualifiziertes Team zu verpflichten. Der Redaktion wurde eine Unabhängigkeit von den bischöflichen Geldgebern zugesichert; damit sollte dem Verdacht begegnet werden, mit „Publik“ werde ein offiziöses Organ des Episkopats finanziert. Die wirtschaftliche Leitung wurde einem Gremium von 14 Treuhändern übertragen, das den Vorstellungen Suttners folgen und dem Prinzip des Pluralismus im deutschen Katholizismus Rechnung tragen sollte. Ihm gehörten neben zwei Bischöfen ein Bankier sowie ein Verleger, Kulturpolitiker und je ein CDU- und SPD-Bundesminister u.a. an.

Die von der Sonderkommission eingeholten Gutachten stellten eine starke Akzeptanz der neuen Wochenzeitung vor allem in der katholischen Laienintelligenz und in der Geistlichkeit in Aussicht. Bedenken aus den Verlagen und Redaktionen der Kirchenpresse wurden mit dem Hinweis darauf beantwortet, dass ihre Aufgabe für eine „Grundversorgung“ des Kirchenvolks durch das neue Intelligenzblatt nicht beeinträchtigt werde. Die Vorbehalte konnten mit dieser Beschwichtigung nicht ausgeräumt werden. Vor allem unter den Redakteuren und Verlagsleitern der Bistums presse kam es zu erregten Diskussionen und zu einer mehrheitlichen Ablehnung des bischöflichen Projekts. Mit Empörung wurde darauf hingewiesen, dass die Gewinne, die von einigen Blättern damals noch erwirtschaftet wurden, in ein aussichtsloses Unternehmen gesteckt und somit der Verbesserung ihrer eigenen Situation entzogen würden.

Bereits wenige Monate nach dem Start geriet „Publik“ in wirtschaftliche Turbulenzen. Die Auflage (24 000 im Februar 1969) lag um mehr als die Hälfte unter den Erwartungen; die Anzeigen blieben aus (an Stelle von sechs eingeplanten Seiten pro Ausgabe hatte die Ausgabe vom 14.2.1969 nur eine halbe Seite) - während die finanziellen Aufwendun-

gen der Redaktion den vorgegebenen Rahmen sprengten. Die von den Bischöfen auf fünf Jahre zugesagten 15 Millionen DM mussten durch Bankkredite und Zusatzfinanzierungen einiger Diözesen (Limburg, Mainz und Münster u.a.) aufgestockt werden.

Die Lage spitzte sich in rasantem Tempo weiter zu; auf der Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands am 10.11.1969 wurde zum ersten Mal von einer „Liquidation von Publik“ gesprochen. Bestrebungen, mit dem (überwiegend katholischen) „Rheinischen Merkur“ bzw. der evangelischen Wochenzeitung „Christ und Welt“ zu fusionieren, kamen nicht zum Tragen. Die Einstellung erfolgte – trotz streckenweise verzweifelter Bemühungen einiger Bischöfe, vor allem Heinrich Tenhumbergs und Walther Kampes – auf der Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands am 15.11.1971, nachdem für das Unternehmen insgesamt 28 Millionen DM ausgegeben worden waren und die große Mehrheit des Episkopats einer weiteren Finanzierung nicht zugestimmt hatte. Die letzte Ausgabe von „Publik“ erschien am 19.11.1971 mit der Schlagzeile „Publik ist tot“.

Alois Schardt schrieb in seinem letzten Leitartikel, die Bischöfe, die sich ihren Beschluss zur Einstellung nicht leicht gemacht hätten, seien mit der „Publik-Frage“ an einen Konfliktstoff geraten, dessen Inhalt sich auf die Frage beziehe, „ob man in Zukunft einen offenen oder wieder einmal den geschlossenen Katholizismus will“. Das Milieu wolle nicht gestört sein, „will unter sich bleiben, will Konflikte lieber übersehen als austragen, es haßt den Einspruch von draußen, wenn er ungemütlich wird“. Fazit des Chefredakteurs (der noch im Jahre 1971 Redakteur und 1982 Programmdirektor beim ZDF wurde): „Woran wir gestorben sind? Am katholischen Milieu!“

Gründe, die zum Scheitern führten

Der Unfalltod Suttners im Mai 1968 löste eine Schockreaktion aus. Ohne seine Überzeugungskraft und zielstrebige Energie wäre das Projekt „Katholische Wochenzeitung“ nicht in die konkrete Gestalt „Publik“ umgesetzt worden. Der anvisierte Erscheinungstermin konnte zwar eingehalten werden; aber nun fehlte der „führende Geist“. Es fehlte vor allem eine verlegerische Spalte, die in dem natürlichen Spannungsverhältnis zwischen Verlag und Redaktion den Kurs der Zeitung hätte mitbestimmen können. Die Redaktion hatte kein kompetentes Gegenüber; sie konnte von der ihr zugesicherten publizistischen Autonomie exzessiven Gebrauch machen.¹² Zudem hatten die statt Suttner beauftragten, aufeinander folgenden vier Verlags-Geschäftsführer es mit einem Herausge-

ber-Kollektiv von 14 Einzelpersönlichkeiten zu tun, das zu heterogen war, um wirksam handeln zu können.

Die Redaktion hatte den Auftrag, auf dem Boden des Konzils einen Dialog der Kirche mit der Gesellschaft zu führen, dabei dem Pluralismus innerhalb der Kirche Raum zu geben und die beharrenden konservativen Kräfte nicht vor den Kopf zu stoßen. Dieser Balance-Akt, bei dem Führung und Forum gleiches Gewicht haben sollten, ist - wie die Entwicklung gezeigt hat - nicht gelungen.

Dass „Publik“ auch Forum sein wollte, haben die in dem Schmolke-Gutachten dokumentierten Ermittlungen hinreichend belegt. Daneben wurden im theologischen, kirchen- und gesellschaftspolitischen Bereich Positionen vertreten, die eine Mehrheit der Bischöfe zunehmend nicht akzeptierte.¹³ Leser, die das Erscheinen von „Publik“ begrüßt und anfänglich hohe Quoten beschert hatten, wandten sich ab. Die bleibende Zahl war für eine wirtschaftliche Basis zu gering. Die Redaktion sah sich dem Vorwurf ausgesetzt, Erwartungen und Rezeptionsbereitschaft enttäuscht und somit am Markt vorbei produziert zu haben. Vor allem die optimistische Prognose des Instituts Allensbach, wonach auf Grund einer Marktanalyse „rund 170 000 potentielle Bezieher ... einzukalkulieren“ waren, hatte sich als unrealistisch erwiesen. Nach dem Einstellungsbeschluss erklärte das Institut hierzu: „Publik hat sich eine Zielgruppe links von der Mitte gewählt. Die meisten potentiellen Leser - Katholiken - sind aber auch heute Anhänger der CDU/CSU und möchten bei der Lektüre im allgemeinen eine Übereinstimmung zwischen den Überzeugungen der Redaktion und ihren eigenen Überzeugungen erfahren.“ Für die Entwicklung von „Publik“ sei auch die Tatsache bestimmt gewesen, dass Verlagsleiter Hans Suttner noch vor Erscheinen der ersten Nummer tödlich verunglückte. „Danach ist jene produktive Spannung zwischen Verlag und Redaktion, in der verlegerische Gesichtspunkte auch die Redaktion überzeugen und zu einem gemeinsamen Markterfolg führen, nicht mehr entstanden.“¹⁴

¹² In einem Nachruf sprach Theo Sommer in der „Zeit“ vom 19.11.1971 von der „stolzen Meinungsautonomie“ der Redaktion.

¹³ Schmolke merkte hierzu an: „Die Wochenzeitung sollte ... in sich der möglichen Pluralität innerhalb einer Konfessionsgemeinschaft Raum geben und im Austausch mit der Gesellschaft (als konfessionsneutraler Gesellschaft) die Pluralitätsanerkennung und -bereitschaft (Schlagwort ‚Dialog‘) der Konfessionsgemeinschaft ‚römisch-katholische Kirche‘ demonstrieren. Das war viel verlangt angesichts der Widerstände, gegen die es sich durchzusetzen galt“ („Publiks“ Ende: Schwächen unserer pluralistischen Kommunikationsverfassung, in: PUBLIK - Episode oder Lehrstück? Paderborn 1974, Beiheft 3 zu „Communicatio Socialis“).

¹⁴ KNA, Südwestdeutscher Dienst, Nr. 96, 23.11.1971.

Das Scheitern von „Publik“ lieferte eine weitere Erkenntnis: Unabhängig von der politischen Richtung war das redaktionelle Angebot offensichtlich zu anspruchsvoll, um eine verkaufte Auflage von 120 000 bis 150.000 und damit die Rentabilitätsgrenze erreichen zu können; mit diesem Angebot war der katholische Markt, dessen Potential auch Suttner in seiner Analyse höher eingeschätzt hatte, überfordert. Der positiven Resonanz, die die professionell gemachte Zeitung in der keineswegs nur kirchlichen (konfessionell gebundenen) interessierten Öffentlichkeit fand, entsprach nicht eine hinreichende Kaufbereitschaft.¹⁵

Ich fasse zusammen: „Publik“ ist gescheitert, nachdem Suttner nicht gleichwertig ersetzt werden konnte, die Redaktion einen Kurs gesteuert hatte, der von den konservativen Kräften im deutschen Katholizismus, vor allem aber im Episkopat, nicht akzeptiert wurde, und ein maßloser, zudem dilettantischer Umgang mit den finanziellen Ressourcen die Mehrheit der Bischöfe veranlasst hatte, den Geldhahn zuzudrehen. Sie hat das Experiment „Publik“ eingestellt, weil sich ihr Missbehagen an der redaktionellen Linie mit den ständig wachsenden Schwierigkeiten der Finanzierung verbunden hatte.

Der Zorn, den das gewaltsame Ende unter den Anhängern auslöste, machte sich ein halbes Jahr später auf der Würzburger Synode Luft. Spontan entlud er sich u. a. bei dem Jesuiten Mario von Galli, der sich über die „Abschlachtung“ eines „eminent christlichen Unternehmens“ entrüstete. In seiner blumigen Sprache, die den Radiohörern aus den Jahren des Konzils vertraut war, schrieb er: „Publik war ein Organ, das einzige, das die Kirche besaß, das als Gesprächspartner im Bereich der gebildeten Welt Deutschlands gelesen und ernst genommen wurde.“ „Publik“ habe ohne den „Panzer des schützenden Gettos gesprochen, frei von Partei- und Verbandskatholizismus und anderen gewohnten Korsettstangen, die wie die Beinschienen der ‚alten Dame‘ von Dürrenmatt jedes Mal verdächtig knarren, wenn man sich setzt“.¹⁶

Weniger emotional nannte der Osnabrücker Bischof Wittler die Gründe, die ihn als den Vorsitzenden der Sonderkommission und ursprünglichen Befürworter von „Publik“ veranlasst hätten, sich dem Votum der Mehrheit seiner Kollegen anzuschließen: Das Konzept Suttters, „Publik“ zu einem Forum für alle pluralistischen Meinungen innerhalb der Kirche

¹⁵ Johannes Groß, evangelischer Publizist und konservativer Intellektueller (übrigens ein Schwager von Alois Schardt) schrieb hierzu: „Publik“ sei ins Leben gerufen worden, „um dem deutschen Katholizismus ein intellektuell anspruchsvolles Forum zu geben, ihn außerhalb des traditionell engen Milieus auf der Höhe des Zeitbewusstseins stehend und aufgeschlossen auszuweisen“ (in: *Publik am Ende?*, FAZ 18.10.1971).

¹⁶ „Gewissenserforschung am Grab von ‚Publik‘“, in: Orientierung, 30.11.1971.

zu machen und den Dialog zu pflegen, sei nicht genügend beachtet worden. Infolge ihrer „intellektuellen Höhe“ habe die Wochenzeitung nur eine kleine Zielgruppe von Lesern angesprochen und „einen größeren Einbruch in den katholischen Markt und darüber hinaus nicht erreicht“. Die kurzfristig geforderte Finanzspritze in Höhe von jährlich sechs Millionen DM sei nicht verantwortbar, da „Publik“ nur *eine* Stimme im deutschen Katholizismus sei und für viele andere publizistische Aufgaben, etwa den Ausbau der Katholischen Nachrichten-Agentur und die audiovisuellen Medien, Mittel notwendig sein würden. Bei der Abstimmung am 15. November in Königstein sei es eine „Frage des demokratischen Verhaltens“ gewesen, sich der Entscheidung der Mehrheit zu beugen.¹⁷

Bemerkenswert klarsichtig urteilte der damalige Chefredakteur der „Herder Korrespondenz“, David A. Seeber, über das Scheitern von „Publik“. Im Dezember-Heft 1971 der „Herder Korrespondenz“ schrieb er unter der Überschrift „Publik und der deutsche Katholizismus“: „Ihr publizistisches Ansehen ist reichlich dokumentiert. Sie war eine gut geschriebene, gut redigierte und gut gestaltete Zeitung. Sie war noch zu jung, um zu voller publizistischer Souveränität gelangt zu sein. Dazu waren auch die Umstände ihres Entstehens zu schwierig und der innere Zwang zu Rücksichtnahmen trotz praktizierter Unabhängigkeit zu groß. Wer unideologisch, aber kirchlich solidarisch denkt, hätte sich im Politischen noch mehr ideologische Distanz und noch mehr Sachnähe gewünscht. Doch ist nicht zu übersehen, dass Publik wohl das erste katholische Organ war, das regelmäßig Vertreter aller demokratischen Parteien in seinen Spalten versammelte, dass Publik ein Organ war, das politische Beachtung verdiente und sie auch fand. Man hätte sich im kirchlichen Bereich, auf theologischem Gebiet zumal, mehr sachbezogene Information und mehr Diskussion zwischen verschiedenen Strömungen gewünscht, aber das lag nicht nur an der Redaktion, sondern auch am Stil gegenwärtiger Theologie. Sie hat sich streckenweise für ein breiteres Leserpublikum etwas zu chic intellektuell gegeben und die lebenshilflichen Sparten nicht übermäßig gepflegt, aber ein Publikationsorgan kann eben nicht alles sein und auf allen Niveaus etwas bieten wollen. An sich selber ist die Zeitung nicht gestorben.“

Tenhuber teilte diese Auffassung nicht. In der Anfangsphase sei „Publik“ von seinen bischöflichen Amtsbrüdern überwiegend positiv beurteilt worden; nur wenige hätten sich skeptisch-abwartend geäußert. Eine zunehmend einseitige redaktionelle Akzentsetzung zugunsten „progressiver“ Theologen habe etwa ein halbes Jahr nach dem Start in der

¹⁷ Akademieabend in der Jugendbildungsstätte Clemenswerth am 17.11.1971, in: KNA Norddeutscher Dienst, Nr. 101, 19.11.1971.

Bischofskonferenz Diskussionen ausgelöst, deren Schärfe nur mühsam gemildert werden konnte. In mehreren Gesprächen hat Tenhumberg den Chefredakteur darüber informiert und ihn darauf hingewiesen, dass auch aus seiner Sicht die theologische Linie nicht länger akzeptiert werden könne; gfl. müssten auch personelle Konsequenzen gezogen werden (dies bezog sich auf den für das Ressort „Theologie und Kirche“ verantwortlichen Jesuiten Franz Josef Trost, der – zusammen mit Schardt – engen Kontakt zu Walter Dirks hielt). Schardt weigerte sich jedoch entschieden.

Tenhumberg war davon überzeugt, dass die wirtschaftliche Zukunft der Zeitung hätte gesichert werden können, wenn Schardt eingelenkt hätte und der bisherige finanzielle Aufwand eingeschränkt worden wäre. Die erforderliche jährliche Subvention von sechs Millionen DM habe zugesagt werden können und wäre notfalls vom Bistum Münster – neben einigen anderen Diözesen – bereitgestellt worden. Dem trotz aller Bemühungen drohenden Ende von „Publik“ stellte er sich, unterstützt vom Finanzdezernenten des Bistums Münster, Wilhelm Gertz, mit hohem persönlichen Einsatz entgegen; er war davon überzeugt, dass ein Scheitern dieses nachkonkiliaren Experiments der publizistischen Arbeit der Kirche unabsehbaren Schaden zufügen würde.

2. Eine Dissertation

1994 legte Andreas Heller im Fachbereich Katholische Theologie der Universität Frankfurt/Main eine Dissertation vor mit dem Titel „Der Einstellungsbeschluss der katholischen Wochenzeitung *Publik* durch die Deutsche Bischofskonferenz – Eine Untersuchung anhand der offiziellen Gutachten im Spiegel der deutschsprachigen Presse“. Als „Basismaterial“ nennt er die „entscheidungsrelevanten Gutachten“ sowie 1169 Pressestimmen und 293 Leserbriefe aus dem deutschsprachigen Raum. Sie sind ihm von Johannes Hoffmann, Professor für Moraltheologie und Sozialethik an der Universität Frankfurt/Main, zur Verfügung gestellt worden. Hoffmann hat die Arbeit angeregt und als Dissertation angenommen, „um den Skandal der Einstellung von ‚Publik‘ durch die deutschen Bischöfe zu dokumentieren“.¹⁸ Bei den Gutachten handelt es sich um die Arbeiten von Forster, Wagner und Schmolke.

¹⁸ Telefonische Mitteilung an den Rezensenten am 2.3.2004.

Absicht der Untersuchung

Die Arbeit wolle eine „Analyse der Einstellung der katholischen Wochenzeitung *Publik* durch die Deutsche Bischofskonferenz“ sein.¹⁹ Ihr Ziel sei die „Herstellung von Transparenz und Urteilsfähigkeit zu diesem kirchenpolitischen Ereignis“. Im Ergebnis solle die Auswertung die „Sichtbarmachung des psychologischen Kerns der Problematik offen legen“. In den aufgespürten Argumenten pro und contra „*Publik*“ sollten die „Denk- und Gefühlsstrukturen“ gezeigt werden, die für die „Motive zur soziologischen Positionierung der beteiligten Gruppen, je nach ihrem kirchlichen und politischen Selbstverständnis“, kennzeichnend waren. Insgesamt habe der Verfasser „keineswegs den historischen Charakter der Angelegenheit“ übersehen, jedoch gemeint, „das Gewicht ihres erkenntnisleitenden Interesses in der Erfassung der psychischen Wirklichkeit des Konflikts konzentrieren zu müssen“.²⁰

Hintergrund

In seiner „soziohistorisch“ genannten „Bestandsaufnahme der Konfliktparteien“ unterscheidet Heller zwischen „offenem“ und „geschlossenem“ Katholizismus.²¹ Der „geschlossene“ sei traditionalistisch und integralistisch, antipluralistisch, antireformistisch und dialogunfähig gewesen, zu keinen Zugeständnissen an die moderne Welt und die innerkirchliche Stellung der Laien bereit, zudem engmaschig mit den C-Parteien verknüpft. Der „offene“ sei dialogfähig und reformbereit gewesen; er sei für eine Demokratisierung der kirchlichen Strukturen und für mehr Selbstständigkeit der Laien eingetreten.²²

Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil sei die Kirche „in ihrem historischen Ablauf“ antidemokratisch und antifreiheitlich gewesen. „*Publik*“ habe sich an die Spitze einer Demokratiebewegung in der Kirche gestellt. „Bannerträger des Rechtskatholizismus“ hätten diese Bewegung - und somit „*Publik*“ - kaputt machen wollen.

Die Gutachten

Forster, der sich vor allem mit dem rechtlichen Rahmen für „*Publik*“, der verlegerischen Struktur sowie den Funktionen der Herausgeber und ihrer Kontrollmechanismen befasste, habe eine „einseitige und monokausale –

¹⁹ Hier wird - im Unterschied zum Titel der Dissertation - korrekt formuliert.

²⁰ Heller, a.a.O. S. 13 f.

²¹ Ebd., S. 25.

²² Ebd., S. 26 ff.

nur auf die Sicht der Bischöfe bezogene – Materialsammlung“ geliefert. Sie mache den „Eindruck der oberflächlichen Wohlgeordnetheit“ mit „in ihrem Kern relativ confusen Inhalten“.²³ Insgesamt habe sie „keine ausreichende und konkret verarbeitete Information“²⁴ geboten.

Wagner habe mit seinem Gutachten „in erster Linie jene Stellungnahmen und Rechtfertigungen“ reflektiert, die seitens der „konservativen und innerkirchlichen Gegner der katholischen Wochenzeitung zum Einstellungsbeschluss vorgetragen wurden“.²⁵ Dabei habe er sich als ein „in das Kostüm eines selbsternannten Anwalts kirchlicher Interessen schlüpfender Wissenschaftler“ erwiesen.²⁶ Seine Darlegungen seien jedoch nur „scheinbar wissenschaftliche Explikationen“²⁷ über einen Begriff von Freiheit, Öffentlichkeit, Demokratie und Forum, der dem Gebot, staatliche Gemeinschaft und „ein über die staatliche Gemeinschaft thronendes Wächteramt der Kirche über sozial gebundene und sozial verpflichtende Meinungsfreiheit“ zu erhalten, entgegenstehe.²⁸

Ausführlich setzt sich Heller im Rahmen seiner Bewertung des Wagner'schen Gutachtens mit der von Suttner „Publik“ zugesuchten Forumsfunktion auseinander. Wagner habe in ihr eine „Kontraposition zur kirchlichen Auffassung zur Pressefreiheit und der Norm eines sogenannten Sozialbindungsprinzips“ gesehen, weil nach gruppendiffusiven Erkenntnissen vermutlich die Nonkonformisten häufiger gefragt sein würden als die Konformisten; das Forum sei mit den Gesetzmäßigkeiten des Kommunikations- und Informationsprozesses unvereinbar.²⁹

Mit seiner Forums-Gegnerschaft habe der von „antisozialistischem Ressentiment“³⁰ besetzte Wagner „archaische Triebimpulse“ revitalisiert und „eine Form des ‚Heiligen Krieges‘ auf dem Gebiet der Publizistik entfacht“. Damit habe er sich als rechtgläubiger Fundamentalist präsentiert, der sich auf die päpstliche Verurteilung des Liberalismus habe berufen und den Pluralismus in diesen Schulterspruch mit einbeziehen können. Wagner sei – wie Forster – in der öffentlichen Diskussion über den Einstellungsbeschluss zum „Repräsentanten der konservativen Ablehnungshaltung gegen Publik“ geworden.³¹ Beide seien weder unabhängig noch unparteiisch gewesen; es hätte ihnen aus Gewissens-

²³ Ebd., S. 286 f.

²⁴ Ebd., S. 163.

²⁵ Ebd., S. 287.

²⁶ Ebd., S. 165.

²⁷ Ebd., S. 175.

²⁸ Ebd., S. 181.

²⁹ Ebd., S. 75.

³⁰ Ebd., S. 73.

³¹ Ebd., S. 276.

grünenden angestanden, vom Amt des Sachverständigen zurückzutreten.³²

Schmolke habe im Unterschied zu Wagner ermittelt, dass „Publik“ nicht „Forum als Selbstzweck“, sondern „in dem Bemühen der reflexiven Verarbeitung des jeweiligen Sachthemas ... ein dazugehöriges Meinungsforum für Interessierte“ anbieten wollte.³³ In dieser methodischen Selbstbeschränkung habe ein gewichtiger Unterschied zur Wagner'schen Konzeption gelegen, der „einen kommunikativen Allzweck verfolgte und dabei die Grenze zur Ideologie überschritt“.³⁴

Insgesamt habe Schmolke mit seinem münsteraner Team einen informativen Überblick geboten und nachgewiesen, dass „Publik“ als „vielseitiges Blatt ... seine Forumsfunktion in einem Übermaß“ erfüllt habe. „Publik“ habe deshalb kein Richtungsblatt mit einer ideologischen Leitfunktion werden können, sondern sei ein Organ der Information und der innerkirchlichen Diskussion gewesen.³⁵

Presseanalysen

Von 1 169 „Artikeln“³⁶ sprachen sich 52,2 Prozent gegen und 12,7 Prozent für die Einstellung von „Publik“ aus (35,1 Prozent verhielten sich neutral). Die gegnerischen Stimmen kamen fast ausschließlich aus der weltlichen Presse; diese habe sachlich berichtet und das Ende von „Publik“ als Schlappe für den demokratischen Erneuerungsprozess in der Kirche gedeutet. Demgegenüber habe die kirchennahe Presse durch Selektion manipuliert; durch „namentliches Verschweigen der Gegner der bischöflichen Entscheidung“ habe „das falsche Bild einer im Grunde mit den Bischöfen übereinstimmenden Kirchenmehrheit suggeriert werden“ sollen.³⁷ Der katholischen Presse schreibt Heller in diesem Zusammenhang eine „primär politische Abwehrfunktion“ zu, die sie durch „konsequente Bezugnahme auf jene Würdenträger“ demonstriert habe, die gegen „Publik“ votiert hätten.³⁸

Unter 293 Leserbriefen ergab sich eine knappe Mehrheit von 49,5 Prozent, die dem Einstellungsbeschluss zustimmte (49,1 Prozent dagegen, 1,4 Prozent neutral). Die Befürworter hätten sich ausnahmslos als

³² Ebd., S. 279.

³³ Ebd., S. 192.

³⁴ Ebd., S. 192.

³⁵ Ebd., S. 194.

³⁶ Veröffentlicht zwischen dem 13.10.1971 und dem 9.2.1972.

³⁷ Ebd., S. 213 f.

³⁸ Ebd., S. 214.

Konservative zu erkennen gegeben und häufig den Begriff „Dolchstoßlegende“ übernommen. „Publik“ sei von ihnen z.T. als „Randphänomen der Linkskatholiken“ und als „gescheitertes Experiment roter Revoluzzer“ qualifiziert worden.³⁹

Redaktionelle Beiträge und Leserbriefe hätten einen „binnenkirchlichen Konflikt mit großer öffentlicher Resonanz“ markiert.⁴⁰ Er habe ein „bis dahin gültiges Bild von Geschlossenheit der Kirche zwischen Klerikern und Kirchenvolk“ grundsätzlich infrage gestellt. Die „progressiven“ Nennungen in den Zeitungsspalten hätten dem demokratischen Verständnis von Freiheit im Sinne der Internationalen Menschenrechtskonvention entsprochen, während sich in der Anerkennung der bischöflichen Medienpolitik durch die Konservativen die „Sprache von Herrschaft und Autorität artikuliert habe“.⁴¹

Fazit

Heller sieht – zweifellos zu Recht – in „Publik“ den Versuch der Kirche, sich in einer Zeit, deren Richtung durch das Vatikanische Konzil vorgegeben gewesen sei, eine zeitgemäße, glaubwürdige Position zu sichern. Die Diskussionen im Vorfeld der Gründung und danach hätten gezeigt, dass die Konservativen die Zeichen der Zeit nicht erkannt hätten; sie hätten nicht zulassen wollen, dass die „Fortschrittlichen“ im deutschen Katholizismus ein vernehmliches publizistisches Sprachrohr erhielten. Mit dem Königsteiner Beschluss habe die Kirche ihre damals stärkste publizistische und kirchenpolitische Position aufgegeben; die „Demokraten in der Kirche“ hätten eine Schlacht verloren.⁴² „Publik“ habe sich gegen eine „sprachlos und unreflexibel gewordene Kirche in der demokratischen Gesellschaft“, die durch die Bischöfe repräsentiert worden sei, auflehnen und sich zum Fürsprecher des „gewöhnlichen Laien“ in seiner sozialen Situation machen wollen. Die Proteste gegen den Einstellungsbeschluss seien die „selbstverständliche Inanspruchnahme demokratisch gewährleisteter Rechte“ gewesen, die „auch von einer obrigkeitlich verfassten Korporation eines bischöflichen Führungsgremiums politisch nicht außen vor blieben“.⁴³

Die Hierarchie habe in dem öffentlichen Streit nach der Einstellung nur mit Mühe einen „Skandal um die Aufdeckung ihrer wahren (politi-

³⁹ Ebd., S. 227, 235.

⁴⁰ Ebd., S. 214. –

⁴¹ Ebd., S. 234.

⁴² Ebd., S. 299.

⁴³ Ebd., S. 270.

schen) Rolle“, die sie in der Auseinandersetzung um „Publik“ gespielt habe, verdecken können. Die Gutachten von Forster und Wagner hätten hier „gefällige Stützen“ geliefert, während das Schmolke-Gutachten – ebenso wie die maßgeblichen Stellungnahmen der Presse – den Vorwurf widerlegt habe, „Publik“ sei ein „Gruppenorgan“ allein der „Progressiven“ gewesen. Die erbittert und mit hohem emotionalen Einsatz geführte Diskussion habe deutlich gemacht, dass der bis dahin im großen und ganzen geschlossen wirkende Katholizismus „mit homogenen Wertvorstellungen“ durch einen tiefen Riss gespalten worden sei. Er sei nunmehr einem „ideologischen Erosionsprozess“ ausgesetzt worden.⁴⁴

Mit seiner abschließenden Feststellung, dass die Kirche sich mit der Einstellung von „Publik“ „eminenten Schaden“ zugefügt und sich medienpolitisch isoliert habe⁴⁵, folgt Heller der Beurteilung durch Otto B. Roegele, der das Scheitern der katholischen Wochenzeitung einen „schweren Rückschlag“ genannt hat, „nicht nur für die unmittelbar Betroffenen, sondern für die katholische Publizistik allgemein“. In seiner Abhandlung „Publik‘ – Ein Lehrstück“⁴⁶ schreibt er weiter: „Die in diesem Zusammenhang (nicht nur von gutwilligen und besorgten Zeitgenossen) verbreitete Behauptung, es sei nun offensichtlich auch zu Ende mit der nachkonkiliaren Bewegungsfreiheit in der Kirche, zumal mit der Möglichkeit zu kritischer Meinungsäußerung in kirchennahen Medien, hat der Sache der Kirche nachhaltigen Schaden zugefügt. Mancher junge Katholik, der sich für eine publizistische Tätigkeit interessierte und dazu befähigt war, fühlte sich nun abgestoßen durch ein ‚Milieu‘, das ‚Publik‘ hatte sterben lassen. Auch hier übte nicht die Tatsache, dass ‚Publik‘ ein Eldorado redaktioneller Freiheit war, die stärkste Wirkung aus, sondern die Legende, dass die Bischöfe dieses Paradies ohne Not abgeschafft hätten.“

Bewertung

Heller geht – wie oben dargelegt – in seiner „soziohistorischen Bestandsaufnahme“ im gesellschaftlichen Umfeld von „Publik“ davon aus, dass die katholische Kirche in Deutschland bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil „antidemokratisch“ und „antifreiheitlich“ gewesen sei. „Publik“ habe diesem „historischen Ablauf“ Einhalt gebieten wollen und eine Position der Dialogfähigkeit und Reformbereitschaft markiert. Mit dem

⁴⁴ Ebd., S. 268.

⁴⁵ Ebd., S. 299.

⁴⁶ Otto B. Roegele, Sonderdruck aus „Politik und Konfession. Festschrift für Konrad Repgen zum 60. Geburtstag“, Berlin 1983, S. 564.

Schwerpunkt „Forum“ in ihrer Konzeption habe die Zeitung sich an die Spitze einer Demokratiebewegung gesetzt, die von den Traditionalisten bekämpft worden sei. Ihnen sei es darum gegangen, die *ecclesia militans* mit einer *acies formata* politisch abzusichern. Um dieses Ziel zu erreichen, habe „Publik“ sterben müssen.

In diesen Rahmen zwängt Heller seine Untersuchungen; sie werden nach der Methode der Taubenfütterung („Die Guten ins Kröpfchen ...“) sortiert und qualifiziert. Wie wenig ihm dabei an einer genauen Wiedergabe nachprüfbarer Fakten gelegen war, zeigen die Vielzahl falscher Informationen und Tatsachenbehauptungen, der schludrige Umgang mit Quellen, die Missachtung der korrekten Schreibweise von Eigennamen und die ignorierende Handhabung der deutschen Sprache (nicht einmal das Thema der Dissertation ist sprachlich zutreffend formuliert).⁴⁷

Ausführlich beschreibt Heller die politische Entwicklung, in deren Kontext der Beschluss der Bischöfe zur Einstellung von „Publik“ erfolgt sei (S. 35 ff.). Die Kirche, deren traditionelle Leitvorstellungen wie „Autoritarismus, Führertum, Elitismus“ den Boden für den Nationalsozialismus bereitet hätten, habe sich gegen die „Bewegung von 1968“, gegen die „Kulturrevolution“ des Rudi Dutschke gestellt (damals habe sich die „APO“ als „die einzige [!] rechtmäßige Opposition in Deutschland“ verstanden). Als Kronzeugen benennt Heller den geistlichen Rektor des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, Prälat Bernhard Hanssler, der sich in „kleinbürgerlicher intellektueller Angst“ gegen eine „plurale Offenheit“ gewandt habe. Heller wörtlich: „Die Nähe des integralistischen Gehorsams im Sinne eines Prälaten Hanssler zu jenem ‚absoluten Gehorsam‘ im Dritten Reich schien frappant.“

Vor diesem Hintergrund sei die Gründung von „Publik“ als „Repräsentant eines dialogfähigen Katholizismus“ notwendig geworden. Die Begründung, dass die Einstellung der Zeitung durch die Bischöfe eine Folge der wirtschaftlichen Entwicklung gewesen sei, habe man „in der Öffentlichkeit wie im Bereich des Reformkatholizismus allesamt als nicht stichhaltig empfunden“.

Für Heller zeigt sich die Gesellschaft statisch, mit der Tendenz zum

⁴⁷ Beispiele: Papst Pius XII. war kein „Stellvertreter Petri“ (S. 35), Wagner kein „Repräsentant des ZdK“ (S. 276) und Forster kein „Generalsekretär der Deutschen Bischofskonferenz“ (S. 30); „Publik“ besaß nie „eine relativ hohe Auflagenzahl ... von 97 000 Exemplaren“ (S. 462); Ildefons Herwegen hieß nicht „Herdegen“ (S. 37), Bucerius nicht „Buccerius“ (S. 134 u.a.), Prälat Gertz nicht „Geertz“ (S. 95), der Marienburger nicht „Marienberger Kreis“ (S. 210, 213), Bischof Stangl nicht „Stangel“ (S. 282) und Gritschneider nicht „Gutschneider“ (S. 73); zudem: „das Essay“, „das Episkopat“, „das Klientel“, „der Ressort“, „die Intension“, „in keiner Weise“ (S. 154) „boulevardesk“ ...

Totalitären Gesellschaft ist „das System“, dem sich die Protagonisten der „kulturrevolutionären Demokratiebewegung“ mit aller Kraft widersetzen mussten, um mit einem „Marsch durch die Institutionen“ eine demokratische Erneuerung mit dem Ziel einer neuen kulturellen Hege monie zu erreichen. Die Gründung von „Publik“ war für die katholischen Marschierer folgerichtig – ebenso wie die Einstellung für die Gegner des „demokratischen Aufbruchs“, die um ihre institutionalisierten Besitz stände fürchten mussten.

In Leitartikeln und Leserbriefen, auf der Würzburger Synode und Akademieveranstaltungen von Hamburg bis Tutzingen, in Seminaren, Referaten und nicht zuletzt in „Communicatio Socialis“ ist das Thema „Publik“ mit seinen vielschichtigen kirchen- und gesellschaftspoliti schen Implikationen erörtert und unterschiedlich bewertet worden. Heller hat mit seiner Arbeit diesem Kapitel in der deutschen Kirchenge schichte allenfalls eine ideologisch gefärbte Fußnote hinzugefügt. Seine Antwort auf die Frage, wie solches Vorgehen mit dem wissenschaftlichen Anspruch einer Dissertation zu vereinbaren sei, enthebt den Rezensen ten einer weiteren Kommentierung: „Ich habe keine wissenschaftliche Arbeit geschrieben. Ob darin etwas richtig oder falsch ist, interessiert mich nicht. Von mir aus können Sie die Arbeit verreißen – das intere ssiert mich nicht. Mit den Leuten, die die Zeitschrift gemacht haben, ist Schindluder getrieben worden. Das wollte ich anprangern.“⁴⁸ Man fragt sich, wie eine solche Arbeit als Dissertation angenommen werden kann te.

⁴⁸ Die beträchtliche Anzahl von Fehlern in der gedruckten Fassung der Dissertation (IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, Frankfurt/Main) veranlasste den Rezessenten, sich mit dem Verfasser in Verbindung zu setzen. In einem Telefongespräch, das er am 2.3.2004 mit ihm führte, bejahte dieser die Frage, ob die gedruckte Fassung mit dem von ihm als Dissertation eingereichten Text identisch sei. Dies bekräftigte er mit dem oben zitierten Zusatz (in der zusammengefassten wörtlichen Wiedergabe).

Chronik

AFRIKA

Südafrika

In den drei südafrikanischen Zentren Johannesburg, Durban und Kapstadt waren vom 21. März bis zum 18. April 2004 erstmalig Programme von Radio Veritas zu empfangen. Dank einer befristeten Sonderlizenz konnte Radio Veritas in Johannesburg und Durban über UKW und in Kapstadt über Mittelwelle 24 Stunden täglich senden. Regulär ist die von dem Dominikaner Fr. Emil Blaser geleitete Radiostation nur über Kurzwelle zu empfangen. Eine nationale UKW-Frequenz wurde bislang nicht gewährt. Weitere Informationen unter: www.radioveritas.co.za.

Malawi

*Die Entziehung der Sendelizenzen aufgrund „parteiischer Berichterstattung“ hat der Direktor der Malawi Communications Regulatory Authority (MACRA), Evance Namanja, am 25. Mai 2004 der katholischen Radiostation *Radio Maria* in der Diözese Mangochi angedroht. Dies entspricht einer direkten Weisung des malawischen Präsidenten Muluzi, der kürzlich bekräftigte, dass MACRA die Macht hätte, Lizenzen von Radiostationen zu entziehen, die „zu politisch“ sind. Auch in der Vergangenheit hatte*

MACRA bereits mehrfach versucht, private Radios daran zu hindern, die politische Situation in Malawi kritisch zu analysieren.

Sub-saharisches Afrika

106 katholische Radiostationen sind derzeit im sub-saharanischen Afrika in Betrieb. Seit Juni 2004 ist eine Zusammenstellung dieser Stationen als PDF Datei auf der CAMECO website unter <http://www.cameco.org> verfügbar und wird kontinuierlich aktualisiert. Neben einem Gesamtdokument sind die katholischen Radiostationen auch länderspezifisch recherchierbar.

AMERIKA

Kanada

Aus Kostengründen musste in einer der ältesten katholischen Regionen in Kanada, dem heutigen Bistum St. John's auf Neufundland, die monatliche Bistumszeitung „The Monitor“ eingestellt werden. Sie war 1934 gegründet worden. Die Informationen der Ortskirche erscheinen jetzt unter „The Monitor“ auf der Internetseite des Bistums.

USA

Zur neuen Präsidentin der Catholic Press Association (CPA) wurde auf der Jahresversammlung 2004

in Washington DC die Chefredakteurin der monatlichen Diözesanzeitung „The Catholic Spirit“ des Bistums Austin in Texas, Helen Osman, gewählt. Sie ist Nachfolgerin von Dennis Heaney, Direktor des New Yorker Verlages The Christophers. Heaney wurde zum CPA-Vertreter bei der UNDA gewählt. Vize-Präsident der CPA wurde Mark Lombard vom Catholic News Service.

Mit der höchsten Auszeichnung der CPA, dem St. Francis de Sales Award, wurde Gerald Costello für sein 35-jähriges Engagement in der katholischen Presse geehrt. Costello war Mitgründer der Bistumszeitungen von Paterson (New Jersey), „The Beacon“, und von New York, „Catholic New York“.

Einer der bekanntesten Newsletters, „Youth Update“, musste nach 22 Jahren eingestellt werden. Das von Verlag St. Anthony Messenger Press herausgegebene Informationsblatt richtete sich an katholische Jugendliche im Highschool-Alter und war nach einem Auflagenverlust von 60 000 auf 20 000 nicht mehr rentabel.

Für ein Gesetz für „sauberes Fernsehen“ hat sich der Medienbischof der US-Bischofskonferenz, Bischof Kicanas von Tucson, eingesetzt. Nachdem das US-Repräsentantenhaus den „Broadcast Defense Enforcement Act 2004“ bereits verabschiedet hat, muss das Gesetz noch vom Senat gebilligt werden. Es soll anstößi-

ge Darbietungen in Sprache und Bild in Radio und Fernsehen unter hohe Strafen stellen und bei wiederholten Verstößen den betroffenen Sendern die Lizenz entziehen.

ASIEN

Indien

Als historischer Schritt wird der Wechsel an der Spitze der 1964 gegründeten Indian Catholic Press Association (ICPA) gewertet, bei dem erstmals in der 40-jährigen Geschichte des Verbandes ein Laie an die Spitze gewählt wurden. Präsident wurde der Chefredakteur, Dozent für Journalistenausbildung und Korrespondent der asiatischen katholischen Nachrichtenagentur „UCAN News“, Michael Gonsalves; Generalsekretär wurde der Chefredakteur K. M. Selvaraj. Von den 65 stimmberechtigten Mitgliedern der ICPA waren 45 Priester, die bisher immer den Präsidenten gestellt hatten.

EUROPA

Deutschland

Ein neuer Internetauftritt der katholischen Kirche in Deutschland unter www.katholisch.de soll Nutzern erstmals übersichtlich Zugang zu allen katholischen Internetanbietern ermöglichen. Die von der Deutschen Bischofskonferenz

autorisierten Seiten enthalten Nachrichten, Informationen zur Theologie, Seelsorge- und Beratungsangebote, Angaben über Verbände, Vereine und kulturelle Veranstaltungen. Links führen zu den Internetseiten der einzelnen Bistümer sowie zu den Kirchenprogrammen in Hörfunk und Fernsehen. In der Rubrik „Internet-TV“ werden 50 Video-Clips angeboten.

Zur neuen Referentin für Presse und Verlagswesen im Bereich Kirche und Gesellschaft der Deutschen Bischofskonferenz ist Dr. Ute Stenert bestellt worden, nachdem der bisherige Leiter, Matthias Kopp, zum Leiter des Bereichs Kommunikation und Presse sprecher für den Weltjugendtag 2005 in Köln berufen wurde.

Als Vorsitzender des Katholischen Medienverbandes (KM) wurde auf der Jahresversammlung in Erfurt P. Alfons Friedrich SDB, Geschäftsführer der Don Bosco Medien GmbH, München, wiedergewählt. Weitere Vorstandsmitglieder sind Rolf Pitsch und Matthias Wilken (Bereich Buchhändler), Ulrich Engelberg und Erika Rebmann (Redakteure), Hanns Michael Schindler und Dr. Edmund Bercker (Verleger Buch), Rainer Beseler und Wolfgang Bullin (Verleger Zeitschriften). Der KM hatte Ende 2003 77 institutionelle Mitglieder in der Verlegerkonferenz Zeitschriften, 50 in der Verlegerkonferenz

Buch, 134 in der Redakteurs- und 88 in der Buchhändlerkonferenz. Außerdem gehören dem Medienverband 72 persönliche und 4 Ehrenmitglieder an.

Das Kölner „Domradio“ wird inzwischen auch in Rheinland-Pfalz digital verbreitet. Der bundesweit erste Bistumssender kooperiert mit den Bistümern Mainz, Limburg, Speyer und Trier. Nach einer Allensbach-Studie ist das „Domradio“ in der Erzdiözese Köln jedem dritten Katholiken bekannt. Sein 24-Stunden-Programm hören 40 000 Katholiken regelmäßig, bundesweit etwa 60 000. Insgesamt können die Sendungen von 2,2 Millionen Haushalten im NRW-Kabelnetz, in Rheinland-Pfalz über Digital Radio sowie europaweit analog und digital mittels Astra-Satellit empfangen werden. Im Internet sind sie unter www.domradio.de zu hören.

Großbritannien

Für die Stärkung der BBC haben sich die katholischen Bischöfe von England und Wales eingesetzt. Die als Musterbeispiel geltenden öffentlich-rechtlichen Fernseh- und Hörfunkanstalt war durch unseriöse Berichterstattung im Irakkrieg in die Kritik geraten und soll einen neuen Verhaltenskodex ihres publizistischen Auftrages erhalten. Während die Bischöfe den Bestand und die Ziele privater und kommerzieller Sender trotz mancher

Kritik nicht infrage stellen, treten sie für die BBC ein, damit dieser Sender die Gesamtinteressen des Publikums durch ein breites Programmpektrum ohne Verpflichtung zu Gewinnmaximierung vertreten kann.

Italien

Als erste Frau ist die Salesianerin Caterina Cangia zur Chefredakteurin des Ordensnachrichtendienstes „Vidimus Dominum“ ernannt worden. Cangia ist Dozentin für Erziehungs- und Medienwissenschaften in Rom und soll auch den Internet-Auftritt des ordenseigenen Nachrichtendienstes neu strukturieren und ausbauen. Für ihre bisherige Tätigkeit erhielt die Ordensfrau mehrere Medienpreise, darunter den Golden Award in Cannes für ein Sprach-Lernprogramm für Kinder auf CD-ROM.

Niederlande

Die christlichen Fernsehsender in den Niederlanden werden im Herbst 2004 erstmals ein gemeinsames Programm ausstrahlen. Im Mittelpunkt soll dabei die neue niederländische Bibel-Übersetzung stehen, die Ende Oktober erscheinen wird.

Österreich

Mit dem „Concordia-Publizistikpreis“ des gleichnamigen österreichischen Presseclubs in Wien ist die katholische Wochenzeitung „Die Furche“ in der Katego-

gorie Pressefreiheit ausgezeichnet worden. Damit soll das ständige Bemühen der Redaktion um eine kritische Begleitung des Mediengeschehens in Österreich gewürdigt werden. Die Zeitschrift konnte im vergangenen Jahr ihre Auflage um 7,2 Prozent auf 16 600 Exemplare steigern.

Vatikan

Zum klugen Gebrauch der Mediensprache und Werbung hat Papst Johannes Paul II. in einer Botschaft an die Teilnehmer des internationalen Studententreffens „UNIV“ aufgerufen. Wer positive Werte und Inhalte vermitteln möchte, müsse dafür die geeignete Sprache benutzen und sich vor „Fallstricken“ der Mediensprache hüten. Vor allem die Werbung verbreite oft ein oberflächliches und unangemessenes Menschenbild und eine verkürzte Sicht des Lebens, der Familie und der Moral.

Für weitere fünf Jahre ist Erzbischof John P. Foley vom Papst in seinem Amt als Präsident des Päpstlichen Rates für die Sozialen Kommunikationsmittel bestätigt worden. Der frühere Chefredakteur der amerikanischen Bistumszeitung von Philadelphia trat sein Amt 1984 an und ist nach Kardinal Ratzinger der dienstälteste Leiter einer vatikanischen Behörde.

In der neuen Digitaltechnik strahlt Radio Vatikan seit März 2004 probeweise sein mehrsprach-

chiges aktuelles Programm „One-0-Five-live“ für Rom und Umgebung auf seiner Mittelwellenfrequenz aus. Für 2005 ist eine Ausweitung auch auf die Kurzwellenprogramme geplant. Damit wird eine Qualitätsverbesserung im Mittel- und Kurzwellenbereich für weit entfernte Länder angestrebt. Nach der klassischen Ver-

breitung über analoge Wellen, der Übernahme durch örtliche UKW-Stationen und der Verbreitung im Internet ist die digitale Ausstahlung die vierte Variante der technischen Ausstahlung von Radio Vatikan, das seine 40 Sprachprogramme für fünf Erdteile produziert.